

**[s.n.]**

Autor(en): **Stauber, Jules**

Objektyp: **Illustration**

Zeitschrift: **Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin**

Band (Jahr): **109 (1983)**

Heft 15

PDF erstellt am: **10.07.2024**

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

### **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.





Ilse Frank

## Faustrecht

Aus. Fertig. Feierabend. Ich stürme aus dem Büro auf die Strasse. Spähe um zwei Ecken. Sehe in einer Häuserschneise den Tramschwanz, weiss: Dieses blöde Vehikel fährt dir wieder einmal vor der Nase ab! Keine Aufregung! In sieben Minuten rauscht das nächste an. Ich muss nur warten. Nur!

Auf der Strasseninsel rotten sich schon wieder Leute mit gleichem Ziel zusammen: Die Schar drängt stadtwärts, äugt jedoch ständig hinter sich, so, als lasse sich das Schienenmobil herbeihypnotisieren. Die Menschengruppe wächst mit jeder Sekunde, wird zur Masse, quillt über Randsteine. Plötzlich ballt sich das Volk, bildet mehrere Trauben: Tram ahoi!

Jeder will der Schnellste sein. Einen Sitzplatz erobern oder,

misslingt der Versuch, wenigstens Raum zum Stehen haben. Ohne List und Tücke lässt sich nicht einmal er schaffen.

Ich, die Unschuld vom Lande, habe die Erfolgsstrategie durch Leiden lernen müssen. Einst glaubte ich, mit anerkennender Höflichkeit zu reüssieren. Jetzt beweist mir der stete Kampf, dass, wer nicht plagt, nicht gewinnt.

Ja: Plagen muss jeder jeden. «Quäle deinen Nächsten – und den Übernächsten besser auch gleich», lautet die Devise. Ich übe Vorwärtsverteidigung. Schlängle mich zwischen Leibern durch, bleibe stecken, bin eingekeilt, boxe mich heraus, brumme: «Tschuldigung!» stosse mit den Schuhen an Sportsäcke, Aktentaschen, die ein ödes Dasein in Bodenhaltung fristen.

Ich strebe an den Hindernissen vorbei, murmele wieder: «Tschuldigung!» werde weder gehört noch gesehen, steige plattfüssig auf die Gepäckberge, schreite über sie hin, vernehme zorniges

Gejaule. «Selber schuld, wenn Sie das Zeug nicht aus der Gegend räumen!» brumme ich und pflüge weiter. Eine leere Bank blinkt mir entgegen, lockt an entlegene Stellen. Ich eile, ich fliege!

Endlich lasse ich mich erschöpft nieder, richte mich gemütlich ein. Staune in die Runde, dann aus dem Fenster, dann in ein Buch. Die Idylle dauert frustrierend kurze Zeit. Plötzlich verschiebt sich die Hydra neben mir, rückt gegen den Ausstieg vor. Finger krallen sich um meine Schultern, Bäuche ragen seitlich von mir auf. Ein Paket knallt auf meine Knie, Mantelstoff fegt über mein Gesicht. Ich schnappe nach Luft, schüttle die Glieder, versuche mit allen Mitteln, meine Existenz kundzutun.

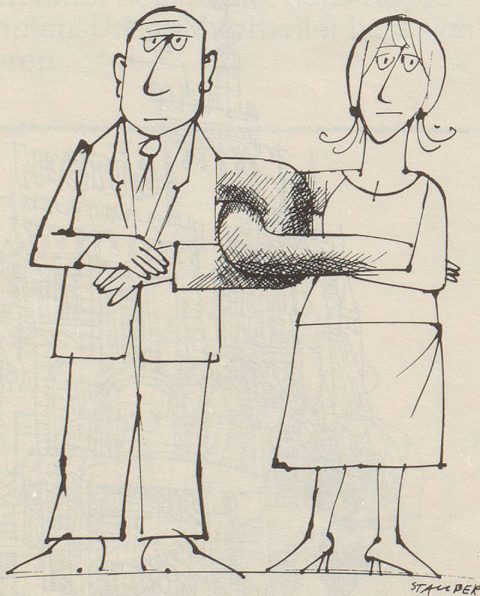
Die Meute ignoriert mich. Wälzt sich durch den Wagengang. Stösst, pufft, kneift, beisst, spuckt... Ein Verschnupfter niest sich den Weg frei. Um mich schliesst sich der Passagierkreis dicht. Ich frage mich, wie ich aus dem Clinch gelangen soll.

«Sofort handeln!» befehle ich mir und versuche, auf die Füsse zu kommen.

Sie finden keinen Grund. Ich plaziere bloss meine Zehenspitzen, fahre die Ellbogen aus, ramme sie in Hinterteile, packe meine kantige Mappe, reisse sie hoch, halte sie wie einen Schild vor die Brust, stosse mit Macht durch die Menge, die trotz mehrmaliger Aufforderung keinen Schritt zurückweicht.

In einem glanzvollen Akrobatentstück betätige ich den Halteknopf, belaste die Tramstufen, wittere frische Luft. In ihr lauern meine Nachfolger. Drängen vehement herein, während ich aus dem Wagen wuchte, meinen Körper als Waffe benutze, ihn einfach fallen lasse, auf Häupter und Hüte, Hüften und Hosen – bis ich unten lande: Noch immer lebendig, wenn auch eher halb.

Wieder einmal habe ich die Fahrt geschafft. Überdauert dank den Gesetzen des Faustrechts. Aus. Fertig. Feierabend. – Erst jetzt!



## Blick zurück ...

Viele Stadtmenschen träumen von einem heimeligen, alten Bauernhaus; wenn möglich sollte es ein Riegelbau sein. Dies ist den Zeitungsinseneraten zu entnehmen, in denen solche Objekte gesucht werden. Ich bin in einem über 200 Jahre alten Bauernhaus aufgewachsen und möchte einige Erinnerungen formulieren.

Wer würde sich heute in einem alten Haus ausser mit dem Holzkochherd mit einem einzigen Kachelofen als Wärmespender

zufriedengeben? Ich erinnere mich an einen kalten Winter. Stein und Bein war gefroren, der Schnee bedeckte wochenlang die Erde. Da musste das Wasserrohr an der Aussenwand der Küche mit Stroh und Kartoffelsäcken umwickelt werden, damit die Leitung nicht einfrohr. Auch das Rohr am Tränkebrunnen musste so geschützt und oft am Morgen mit heissem Wasser enteist werden, damit das Vieh den Durst stillen konnte. Auf dem vereisten Boden zwischen Stall und Brunnen lag Stroh, damit die Vierbeiner nicht

ausrutschten. Für die Kälblein und die älteren Kühe, die nicht an den Brunnen gehen konnten, galt es, viel lauwarms Wasser in den Stall zu tragen. Das eiskalte Wasser von der Brunnenröhre ertrugen sie nicht. – Rechnungen des Tierdoktors scheuten die Bauern mehr als solche des Hausarztes.

Selbst im Pfarrhaus gab es lediglich einen riesigen Kachelofen in der grossen Stube. Wer den Pfarrer wegen einer Taufe, Hochzeit oder einem Begräbnis aufsuchen musste, wurde in die grosse Stube geführt. Die Angehörigen des Seelsorgers zogen sich dann in die Küche zurück.

Wenn es grimmig kalt war, zogen wir Mädchen abends unsere Röcke und Unterröcke in der Stube mit dem Kachelofen aus. Auf der «Chunst» lagen die erwärmten Nachtjäckchen und Nachthäubchen bereit. Im Chunstloch lagen heisse Christeinsäckli, und im Galopp ging es die Kammertreppe hinauf, unter die schwere Bettdecke. Da unsere Betten sogenannte Vierspanner waren, schliefen wir Mädchen zu zweit. (Die Bettgestelle müssen uralte gewesen sein; der Sattler machte die Matratzen nach Mass und kam auf die Stör.) Am Morgen kämte uns die Grossmutter jeweils mit aller Sorgfalt und verwendete dazu ein wenig Rinderfett.

Im Winter durften wir uns in der Küche waschen. Vier Mädchen in Unterröcken um den grossen Schüttstein: Welch lustiges Bild wäre das für einen Photographen gewesen! Wir benutzten keine Waschlappen, sondern wir wuschen uns mit den Händen. Statt molliger Frottiertücher verwendeten wir leinene Tücher. Anstelle von Toilettenbegnügten wir uns mit Seife, die auch für die grosse Wäsche verwendet wurde. Wir besaßen keine Bettvorlagen oder Teppiche; dafür waren warme Holzböden vorhanden.

Unsere Küche hatte eine Hintertür, die ins Freie führte. Ein paar Meter weit entfernt befanden sich die Schweineställe und das «Herzhäuschen» für uns. Ganz in der Nähe der Küchentür stand der kleine Hausbrunnen mit dem Tränkebrunnen. Wenn es wärmer wurde, und dies manchmal schon im März, wuschen wir uns dort. Wir durften schnell ins Wasser eintauchen und uns gegenseitig bespritzen. Schnell waren wir wieder oben in der Kammer und in den Kleidern. Bei Mutter gab es kein Säumen: schon warteten Arbeit und das Frühstück auf uns.

Im Jahre 1924 bekamen wir einen neuen Stubenboden, den wir wischen mussten. Ein Blocher wurde angeschafft. Der rote Ziegelboden in der Küche und im